

THEOLOGISCHE REVUE

117. Jahrgang

– Dezember 2021 –

Horstmann, Simone: Was fehlt, wenn uns die Tiere fehlen? Eine theologische Spurensuche. – Regensburg: Pustet 2020. 223 S., brosch. € 22,00 ISBN: 978-3-7917-3196-4

Bis in die Gegenwart hinein sind die (nichtmenschlichen) Tiere ein kaum reflektiertes Feld theologischer Diskurse gewesen. Im Kontext der ökologischen Debatte hat sich dies allerdings geändert. Ein neues Nachdenken über Schöpfung und Geschöpflichkeit, über die Ausbeutung der Erde auch als Ausbeutung der Tiere, über Massentierhaltung, Lebensraumvernichtung und den Rückgang der Artenvielfalt hat dazu geführt, dass das Tier auch in der Theologie mehr und mehr Raum einnehmen konnte. Das zeigt ein Blick in den deutschsprachigen Raum. Ob Exegese (Silvia Schroer, Peter Riede), Systematik (Rainer Hagencord, Thomas Ruster), Ethik (Kurt Remele, Martin Lintner, Michael Rosenberger) oder Religionspädagogik (Janine Eichler): Eine hier nur beispielhaft genannte Vielzahl von Vf.:inne:n reflektiert theologisch auf das Tier, versteht tierisches Leben als Teil der Schöpfung, diskutiert das Mensch-Tier-Verhältnis und weitere Themen.

In dem vorgelegten Bd. fokussiert Simone Horstmann, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kath. Theol. an der TU Dortmund, dieses Interesse am Tier in sechs essayistischen Annäherungen an das Tier-Mensch-Verhältnis.

Gerahmt von einer Einleitung und knappen praktischen Perspektiven richtet die Vf.:in den Fokus auf die existentielle Annäherung an das Tier. H. fragt, was es – für den Menschen – bedeutet, wenn Tiere verschwinden, wenn sie im Kosmos des Lebendigen fehlen. Dabei geht die Vf.:in von der anthropologischen Setzung des Menschen als „Inter-Spezies-Wesen“ (12) aus. Der Mensch wird als ein mit allen anderen Tieren verwandtes Wesen verstanden, das in „urtümlicher Nähe“ (12) zu diesen steht. Von daher, so die Argumentation, müssen Erfahrungen mit anderen Tieren einen höheren Stellenwert auch im wissenschaftlichen Diskurs besitzen. Am Horizont steht für H. hier keine Wissenschaft der Differenz zwischen Mensch und Tier, sondern eine, „die uns zugleich mit meint, wenn sie vom Tier spricht“ (113).

In ihrer Einleitung „Was fehlt, wenn uns die Tiere fehlen?“ (9–15) erläutert H. die Konsequenzen dieses Zugangs. Sie versteht Menschen als „Teilnehmende und Mitagierende“ (15) innerhalb der Mitwelt und gibt deshalb vor allem den Erfahrungen des Menschen mit Tieren einen Raum. Dieser experientielle Zugang führt dazu, dass im gesamten Buch wissenschaftliche Diskurse und essayistische Herangehensweise miteinander verwoben werden. Geleitet wird diese Herangehensweise von einem Anliegen: Die Bedrohung der nicht-menschlichen Tiere ernst zu nehmen. Gelingen soll dies durch die Suche nach einem „Argument, das verdeutlichen kann, was genau mit dieser Bedrohung auf dem Spiel steht. Was also fehlt, wenn (uns) die Tiere fehlen?“ (15)

In ihrem ersten Kap. reflektiert H. auf „Das tote Tier“ (16–43). In anthropologisch-phänomenologischer Absicht verknüpft sie das Sterben der Tiere mit der Angst des Menschen vor dem Anderen. Im Sterben der Tiere entdeckt die Vf.in die Möglichkeit, das dualistische Denken zwischen Mensch und Tier als tragisches Denken zu entlarven. Stattdessen will sie die Lebendigkeit und damit Sterblichkeit aller Lebewesen als etwas betrachten, das diese verbindet.

Das – falsche – dualistische Denken zeigt H. auch in ihren weiteren Zugängen unter Titeln wie „Das wilde und das kontrollierte Tier“ (44–67) oder auch „Das mechanische und das beseelte Tier“ (68–94) auf. Sie macht hier deutlich, dass das wilde Tier immer auch als das ersehnte Mitwesen wahrgenommen, dass das nomologisch zugerichtete Tier immer auch als beseeltes Leben begriffen werden kann. Ihre Überlegungen schlagen eine Versöhnung der scheinbaren Gegensätze zwischen Mensch und Tier vor, einen Blick, der in der Natur „mehr als nur ‚die Natur‘“ (65) zu sehen vermag.

Dieser überraschungsoffene Blick auf das Tier prägt auch den Gedankengang in den Kap.n „Das missverstandene Tier“ (95–136) und „Das poetische Tier“ (137–171). Hier argumentiert die Vf.in gegen eine Logik, die menschliche Begriffe und Weltzugänge zum Maßstab allen Verstehens – und damit auch der Tiere – macht. Es sind erkenntnistheoretische Anfragen an Konzepte wie Vernunft, Bewusstsein oder Wahrheit. Ihnen stellt H. die Möglichkeit der Empathie, der Intersubjektivität, der „Interanimalität“ (129) gegenüber, die vor allem der Interaktion von Mensch und Tier die Möglichkeit zuschreibt, einander verstehen zu können. Dafür bedarf es, so H., „Übersetzungsprozesse“ (161) zwischen den Spezies, die auch gemeinsame Praktiken und die geteilte Wirklichkeit als Möglichkeit des Verstehens von Tieren ernst nehmen.

Schließlich macht sich die Vf.in in „Das transzendente und das politische Tier“ (172–210) auf die Suche nach einer neuen Beziehung des Menschen zum Tier. In einer Lesart der Natur als „Möglichkeitsraum“ (184) sieht sie dabei die Grundlage für eine neue Wertschätzung des Tieres, wie sie im religiösen Raum durchaus bereits entdeckt werden kann.

Vor diesem Hintergrund plädiert H. in ihrem Schlusskap. „Freundschaft schließen. Konkrete Ideen zu Interspezies-Praktiken“ (211–223) für die Möglichkeit einer nicht anthropomorph überformten Freundschaft zwischen Menschen und Tieren. Sie sieht in solchen Freundschaften die „immer noch glimmende Restsignatur“ (212) einer heilsamen Gemeinschaft zwischen den Spezies. Freundschaft buchstabiert die Vf.in als Verbundenheit aus, die sich in „Mikropraktiken“ (218) äußert und einen anderen Zugang zum Mensch-Tier-Verhältnis ermöglicht.

Die Vf.in legt ein lesenswertes Buch zum Mensch-Tier-Verhältnis vor, das sich üblichen systematisch-wissenschaftlichen Zugängen verweigert und einen experientiellen Zugang zum Lebendigen durchbuchstabiert. Dabei verwandelt sich unter der Hand das ‚Thema‘ Tier zu einer Grundanfrage des Menschen an sich selbst. Dass Tiere das Unbekannte und Fremde in „Multispezies-Begegnungen“ (184) einbringen und dass dies als Ressource gedeutet werden kann, macht die Vf.in plausibel. Hervorzuheben ist dabei, wie es H. gelingt, die theologische Perspektive in multipler Weise ins Spiel zu bringen: In der Rede vom Anderen, durch die Referenz auf klassische Begriffe wie Schuld und Sünde, Natur und Gnade, unter Hinweis auf Diskurse über die Gottebenbildlichkeit des Menschen oder die Seele, wie auch durch die Narrative der Ikonographie über die Heiligen und die Tiere. Wer allerdings eine Antwort auf die Titelfrage erhofft, der wird – zumindest vordergründig – enttäuscht. Denn der experientielle und narrative Zugang, der gerade auch der Theologischen Ethik vertraut ist, verweigert sich einer systematischen Beantwortung der Grundfrage. H. bietet vielmehr Argumente für ein anderes Mensch-Tier-Verhältnis an, die nicht-analytisch, sondern vor allem erfahrungs- und

phänomenbasiert einen anderen Blick auf das Tier eröffnen (wollen). In der Tat entfaltet sich mit der Lektüre so die Skizze einer Spurensuche der Bedeutung des Tieres für den Menschen.

Darüber hinaus bleiben auch in dieser experientiellen Zugangsweise Fragen, die unbeantwortet bleiben. So folgen Interspeziesbeziehungen unter nicht-menschlichen Tieren keinen moralischen Standards. Tiere konkurrieren, töten sich, befriedigen ihre Bedürfnisse ‚rücksichtslos‘ – Was heißt das für den Menschen, wenn er in diese Beziehungen eintritt? Die Lebensräume der meisten Tiere sind zudem durch den Menschen in erheblichem Maße (um)gestaltet. Was heißt das für das Zusammenleben aller Tiere? Und schließlich: Wie die – moralische – Erfahrung, die H. immer wieder aufruft, systematisch für den derzeitigen verästelten Diskurs zu tierethischen Fragen genutzt werden kann, das kann die Vf.in nur ansatzweise deutlich machen.

Über den Autor:

Thomas Laubach (Weißer), Dr., Professor für Theologische Ethik am Institut für Katholische Theologie der Universität Bamberg (thomas.weisser@uni-bamberg.de)